

# Lächeldialoge am Wegesanfang zu Vertrauen und Erkundungslust

ECKHARD SCHIFFER

Den beiden Brüdern da im Planschbecken ( Bilder 1 – 3 ) geht's prächtig. Wer wollte daran zweifeln.

Indem wir uns – wie die beiden – in echten und nicht taktisch inszenierten Lächeldialogen begegnen, erleben wir uns wechselseitig freudig-freundlich wahrgenommen und damit auch in unserem Sosein angenommen.

Das Erleben in Lächeldialogen wohlwollend wahr- und angenommen zu werden, weist in unserer Kultur zwei Hauptaspekte auf. Diese stehen in einer gewissen Polarität zueinander. Sie sind aber unter salutogenetischen Gesichtspunkten gleichermaßen bedeutsam.

Gemeint ist zum einen der uns geläufige Aspekt der Geborgenheit, den wir mit den Lächeldialogen verbinden. Zum anderen gibt es den Aspekt des Eigen-Sinnes und der Individualität, den wir wechselseitig in den Dialog einbringen. Meinem jeweiligen Gegenüber kann ich also gefühlsmäßig zutiefst verbunden sein, sogar so sehr verbunden, dass es immer wieder Augenblicke des Verschmelzens gibt, dennoch gehört zum Beziehungsideal unserer Kultur, dass wir die Eigenheiten und den Eigen-Sinn unseres Gegenübers soweit als möglich gelten lassen. Unsere Begegnungsweise, aus der heraus nach unserem Verständnis Vertrauen resultiert, ist also an zwei voneinander unterscheidbaren Idealen orientiert:

- dem der einfühlsam-gemüthhaften Nähe sowie
- dem der Eigenbestimmtheit auch in der Beziehungsgestaltung.

In anderen Kulturen können die Akzente etwas anders gesetzt werden. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

## Vertrauen aus Geborgenheit und Eigen-Sinn

Auf unsere beiden Brüder in der Badewanne bezogen bedeutet diese eben genannte Polarität:  
- Die lächeln sich einander zu, haben Spaß miteinander, mögen sich und sind ein Herz und eine Seele, was beiden gut tut. Aus den spielgebundenen Lächeldialogen heraus können sich



Bilder 1 - 3

durchaus auch emotional und motivational bedeutsame *moments of meeting*<sup>18</sup> entfalten.

- Aber wehe, wenn der jüngere das autonome Eigen-Verständnis des älteren Bruders vom Planschbeckenwohlgefühl ignorieren sollte, indem er in das Becken pinkelt. Dann gibt es „Zoff“!

Für die Eltern-Kind-Beziehung gelten in unserer Kultur ebenso die genannten Ideale. Nämlich:

- a) Geborgenheit und Vertrauen zu ermöglichen und
- b) dabei zugleich feinfühlig die situativen Bedürfnisse ihres Kindes zu erfassen und gelten zu lassen.

Mit diesen Bedürfnissen sind nicht nur Hunger und Durst, sondern z. B. auch Ruhe- und Aktivitätsbedürfnisse, Schlaf und Spiel gemeint. Und das heißt auch Nähe und Distanz. Diese autonomen Bedürfnisse zu erfassen und sich dementsprechend verhalten zu können ohne sich abgewiesen zu fühlen, gelingt in der Regel den Eltern besser als zwei Brüdern untereinander im Alter von zwei und fünf Jahren. Unbeschadet dessen ist eine brüderliche Beziehung auch mit all ihren Keifereien eine wichtige Erfahrung für das praktische spätere Leben: Man kann sich in der Autonomie-Erprobung kräftig zanken, aber dennoch hinterher wieder ganz prima verstehen. Das grundsätzliche Vertrauen ineinander geht nicht verloren. Das gilt wohl für alle Kulturen. Allerdings mit unterschiedlichen Akzentsetzungen.

### Lächeldialoge und sichere Bindung

*„Im dritten bis sechsten Lebensmonat folgt die Einstimmung im Spiel von Angesicht zu Angesicht. Es ist die Zeit der Lächelspiele, bei denen sich normalerweise die Augen der beiden in einem vom Kind bestimmten Rhythmus treffen (Hervorhebung durch E. S.). Der Gesichtsausdruck wird vom jeweiligen Interaktionspartner gespiegelt, die Bewegungen sind aufeinander abgestimmt. Sprachliche Muster geben rhythmisch und nach Intensitätscharakteristika das Gemeinsame der Interaktion wieder. Die Körpermotorik von Kind und Bezugsperson stellt sich aufeinander ein, so dass von einem ‚gemeinsamen Tanz‘ gesprochen wird.“*<sup>19</sup>

Und im Hinblick auf das melodiose Lallen, Brabbeln und Summen könnte man von einem fröhlichen Duett sprechen.

Die Lächelbegegnungen ermöglichen in unterschiedlichen Kulturen die ersten kreativ-kommunikativen Eigen-Darstellungsweisen des Kindes.

Auf dieses Lächeln freuen sich die Eltern eines jeden Kindes, sofern sie das eigene Lächeln nicht schon vorher verlernt oder selbst nie erfahren haben. „Bis zum Alter von sechs Monaten gibt es unter normalen Umständen bis zu dreißigtausend solcher Lächelbegegnungen“ erfahren wir aus der Säuglings- und Affektforschung. „Es sind dies keine Affektansteckungen, sondern echte Dialoge (...). Mit jeder der dreißigtausend Lächelbegegnungen wächst ein Stück Wissen, dass das entstehende Selbst die Quelle der mütter-



**Bild 4: kindliche Lächelbegegnungen transkulturell**

**Quelle: Irenäus Eibl-Eibesdorf 1972**



**Bilder 5 a u. b: Ein gemeinsamer Tanz und ein fröhliches Duett**

**Quelle: Irenäus Eibl-Eibesdorf 1972**

lichen Freude ist. Das Kind weiß nun, dass es für die anderen ein Geschenk ist.“<sup>20</sup>

Das wahrnehmende Lächeln der Eltern schützt vor negativen Stresseinwirkungen, denen das Kind im Laufe seiner weiteren Entwicklung ausgesetzt ist. So bleibt das Kind unter Belastung – wie zum Beispiel der einer vorübergehenden Trennung – gelassener. Es gedeiht besser und reagiert weniger angstvoll, wenn es nur häufig genug diese wahrnehmenden Lächeldialoge erlebt hat. Es zeigt in diesem Ur-Vertrauen eine basale Gelassenheit, die durchaus als Grundlage des späteren Kohärenzgefühles aufgefasst werden kann.

Wenn ein Kind aber keine Bezugsperson hat, die in geeigneter Weise auf seine Lächelansprache reagiert, dann erfriert sein Lächeln. Das gilt insbesondere für den Säugling. „Die abwehrende und schließlich verzweifelte Reaktion des Säuglings auf die Erfahrung des unbewegten Gesichts der Mutter muss mit der Enttäuschung einer vorangehenden Erwartung zu tun haben. Wenn das Kind ... auf die Abwesenheit dessen trifft, was es erwartet hat, ... kann es die Abwesenheit nur als Schock erleben.“<sup>21</sup>

Und eines ist besonders tragisch daran: Ein Kind, dessen Mutter aus innerer oder äußerer Not heraus das Lachen und Lächeln vergangen ist, kann späterhin seinen eigenen Kindern auf deren Lächelansprache hin sehr oft nicht ausreichend antworten. Das gilt insbesondere dann, wenn das Beziehungsumfeld des Kindes

18 Stern, D. 2001  
19 Milch, W. 2000

20 Krause, R. 2001  
21 Rohde – Dachser 2010



**Bild 6: Selbstdarstellung einer Patientin mit lächelunbegabter Mutter in der Gestaltungstherapie.**

die psychisch abwesende Mutter nicht hinreichend hatte ersetzen können. Besonders betroffen sind oftmals alleinerziehende Mütter, die aus ihrer Beziehungseinsamkeit ausbrechen möchten, dabei jedoch scheitern – gerade auch ihrem eigenen Kind gegenüber. So kam z.B. nicht selten am Anfang einer stationären Eltern-Kindtherapie<sup>22</sup> eine Mutter mit ihrem Säugling auf dem Arm spontan ins Dienstzimmer. Mit den Worten: „Du, nimm mal, ich muss mal eben eine rauchen gehen.“, überreichte die Mutter das Kind der Schwester – um dann nach zwei Stunden wieder aufzutauchen. Neben der Einzeltherapie für die Mutter war es insbesondere die schöpferische Entfaltung und Begegnung im gemeinsamen Spiel von Mutter und Kind, durch die die Mutter weniger verzagt und angespannt auf die Lächelansprache ihres Kindes antworten konnte. Mit der Zeit gelang diese Antwort zunehmend auch ohne Zuhilfenahme einer Lächelmaske. Aber so ein Weg ist für Mutter und Kind nicht einfach. Beide bedürfen einer langen und geduldigen Begleitung in den Intermediärräumen<sup>23</sup> des pro-

zessorientierten Spielens. Selbstverständlicher und von Anfang an fröhlicher ist der Weg, wenn das Kind zeitgerecht in breitem Umfang in Lächelbegegnungen eingebunden ist.

Das erste Lächeln des Kindes erfolgt spontan im Schlaf und wird dann im wachen Dialog durch das antwortende Lächeln der Eltern verstärkt, was wiederum deren Lächeln und Freude fördert. Hier findet sich die Grundform eines positiven selbstverstärkenden Zirkels zur wertschätzenden Wahrnehmung und Lebensfreude. Solche selbstverstärkenden Zirkel zur wertschätzenden Wahrnehmung und Lebensfreude können späterhin überall da entstehen, wo ein Kind sich im Spiel schöpferisch frei entfalten kann und darüber sich als Geschenk vermitteln möchte – z. B. mit seinem Lied oder Bild. Entscheidend ist dann das annehmende Lächeln und: die aufmerksame Wahrnehmung des Liedes oder Bildes. Denn das Bild oder das Lied ist das Kind!

Von unserer Geburt an gilt: „Ich werde wahrgenommen, also bin ich angenommen. Und indem ich als beglückendes Geschenk wahrgenommen werde, bin ich ( - in der Rückspiegelung dessen durch den Beschenkten - ) selber glücklich, kann ich mich selber annehmen.“ Und das gilt natürlich auch noch im höchsten Alter! (Bild 9)

Die 90jährige Tante begrüßt nach langen Reisetunden am Flughafen ihre Liebsten.

Auf diese Weise werden wir zugleich befähigt, andere Menschen – und späterhin natürlich ebenso unsere eigenen Kinder – liebevoll wahrzunehmen und als Geschenk zu empfinden. Unsere Selbstannahme und Lebenszufriedenheit beruhen darauf, dergleichen unsere sozialen Einstellungen einschließlich Nächstenliebe und Vertrauen. Die Schattenseiten des Autonomiestrebens wie Wut, Angst, Ekel, Gier und Selbstsucht können vor diesem Hintergrund verinnerlichter Wahrnehmungs- und Geschenkerfahrungen leichter entschärft werden.

Allerdings: Die vor unserem soziokulturellen Hintergrund so bedeutsame Autonomie kann zwar auf verinnerlichten guten, empathieorientierten Beziehungserfahrungen mit basieren.

Dennoch kann sich mit diesen zugleich ein durchaus reflexionsbedürftiges Moment unserer Identität einschleichen. In Anlehnung an die Ethnopsychologin Heidi Keller (2009) gehören zu unserer Autonomie zentrierten Identität :

- Selbstbestimmung und individuelle Lebensgestaltung
- Förderung des eigenen affektiven Ausdrucks
- verhältnismäßig frühe funktionelle Partial-Trennung von der Elternfamilie
- Konflikt und Dialog

Damit korrespondiere in den westlichen Kulturen die Dominanz der Fernwahrnehmungssinne Sehen und Hören über die haptischen Wahrnehmungen in der körperlichen Nähe. Letztere stünden hingegen in den traditionalistisch-agrarischen Kulturen im Vordergrund. Das Baby werde bei uns in eine partnerschaftliche Dialogstruktur, d. h. späterhin auch in einen Modus der Ausein-

<sup>22</sup> Im Familientherapeutischen Zentrum der Psychosomatischen Abteilung des Christlichen Krankenhauses Quakenbrück

<sup>23</sup> Winnicott, D.W. 1979



**Bilder: 7 und 8**

„Kuck mal!“ Die Oma lächelt zurück und vermittelt auch über ihre Handbewegung ihre Freude und den Impuls, das Enkelchen in die Arme nehmen zu wollen.

ander-Setzung eingebunden. Wünsche, Vorlieben, Erkenntnisprozesse und Gefühle würden („mentalistisch“) von den Eltern verbalisiert.<sup>24</sup>

Darüber kann das Kind – wenn es gut geht – befähigt werden, neben seinem eigenen Autonomiestreben auch das seiner Mitmenschen zu erkennen und anzuerkennen.

Ein Autonomiestreben ohne ausreichende Mentalisierungsfähigkeit aber kann

- brüchige Familienstrukturen,
- Vereinsamung insbesondere von alten Menschen und
- die Anfälligkeit für eine sozialdarwinistische Wettbewerbsideologie zur Folge haben.

<sup>24</sup> Keller, H. 2009



**Bild 9:**

Die 90jährige Tante begrüßt nach langen Reisetunden am Flughafen ihre Liebsten

### **Verlust der vertrauensvollen Fürsorglichkeit und Toleranz unter der Herrschaft von Marktkategorien**

Die Fähigkeit, das Du nicht aus den Augen zu verlieren, ist - gerade auch bei den professionellen Helfern - nicht lebenslang stabil.<sup>25</sup> Es zeigt sich gegenwärtig in unserer Gesellschaft zunehmend etwas, was der Soziologe Wilhelm Heitmeyer in seinem empirischen Langzeitprojekt „Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit“<sup>26</sup> ausführlich beschreibt: Indem das marktwirtschaftliche Denken sich krebstartig ausbreite, entstehe eine „Marktgesellschaft“. In solch einer Gesellschaft drängen die Befehle des Marktes - wie Kontrollierbarkeit, Effizienz, Nützlichkeit, Verwertbarkeit, Funktionsfähigkeit - zunehmend in das Denken der Menschen ein. Diese Marktkategorien würden immer mehr auch zur Bewertung des

<sup>25</sup> Keller, H. 2009

<sup>26</sup> Heitmeyer, W. 2010

Menschen selbst verwendet und führten – empirisch nachgewiesen – zu dessen Entwertung.

In einer im Jahre 2006 in der Wissenschaftszeitschrift *science* veröffentlichten experimentellen Untersuchungsreihe zeigten sich Ergebnisse, die die eben beschriebenen Befunde von einer anderen Seite her bestätigten: In den Experimenten ging es darum, die Hilfsbereitschaft und das Sozialverhalten von Versuchspersonen zu testen. Von diesen hatte sich der eine Teil vorher intensiv mit Geld beschäftigt, der andere mit nicht-ökonomischen Aufgaben. Diejenigen, die sich vorher intensiv mit Geld beschäftigt hatten, zeigten sich in der nachfolgenden Experimentalsituation deutlich weniger hilfsbereit und waren deutlich weniger gesellig als die Vergleichsgruppe. Und das nach nur Minuten andauernden Beeinflussungszeiten!<sup>27</sup> Das nicht sprachgebundene, d.h. „implizite“ Gedächtnis um Bedeutung und Gestaltung vertrauensvoller zwischenmenschlicher Wahrnehmung und Fürsorglichkeit geht anscheinend im „Gelddenken“ verloren. Und es kann schließlich auch dauerhaft verloren bleiben, da dieses Wissen nur unmittelbar von Angesicht zu Angesicht vermittelt werden kann. Dies bedeute einen entscheidenden Rückschritt in der menschlichen Kultur und Kulturfähigkeit – so der nordamerikanische Kinderarzt Stanley Greenspan und der kanadische Sprachwissenschaftler und Verhaltensforscher Stuart Shanker (2007): „... Gesellschaften verlieren an Boden und regredieren, wenn sehr viele ihrer Kinder von (...) ko-regulierten emotionalen Interaktionen ausgeschlossen werden“.

Liebevoll als wertvolles Geschenk wahrgenommen werden ist für Säuglinge und Kleinkinder existenziell bedeutsam. Denn dies steht gegen die Todesangst. Hätte man sie vergessen, so wären sie früher gefressen worden, wären verdurstet, verhungert oder erfroren. Deswegen verfügen Kinder auch über ein so fabelhaftes Repertoire an Möglichkeiten, vermöge dessen man sie nicht so schnell vergisst. Wenn heute Kinder aus der liebevoll-feinfühlig Wahrnehmung auf Dauer herausfallen, dann verstummen sie – trotz ausreichender körperlicher Versorgung. Ihr Lächeln erfriert. Unter diesem Aspekt könnten Kinder in den Klein- und Kleinstfamilien unseres Kulturkreises derzeit möglicherweise eher gefährdet erscheinen als Kinder aus den Großfamilien der traditionalistisch-agrarischen Kulturen.

### Soziokulturelle Aspekte einer sicheren Bindung

Eine sichere Bindung als Ausdruck unserer zeitgenössischen soziokulturellen Beziehungs- und Erziehungsideale gründet auf der feinfühlig elterlichen Wahrnehmung insbesondere der jeweils aktuellen Nähe- und Explorationsbedürfnisse des Kindes. Nicht selten sind beide zugleich aktuell: „Mama, kuck mal...!“ Späterhin werden die Lächeldialoge als verinnerlichte Ressourcen auf die eigenständigen Erkundungsreisen mitgenommen. So wie die Phönizier als mutiges Seefahrervolk auf ihren Segelschiff-Fahrten bis in den Atlantik einen Topf mit Heimaterde mitnahmen.

Eine sichere Bindung als bedeutsame salutogenetische Ressource ermöglicht (Ur-)Vertrauen, sowie Mut und Lust, die äußere Welt und die Menschen in ihr zu erkunden. Das Gleiche gilt für die Erkundung der eigenen und anderer Menschen *Innenwelt*. Letzteres meint eben das *Mentalisieren*. Damit ist die Fähigkeit – bzw. deren Erwerb – gemeint, Emotionen, Bedürfnisse, Ideen, Absichten, Erwartungen und Meinungen eines dialogischen Gegenübers adäquat wahrzunehmen und zu verstehen. Und dazu gehört auch erfassen zu können, wie ich selber in meiner Art und Weise mich zu geben, auf mein Gegenüber wirke, bzw. wirken werde.

Allerdings, ob diese Fähigkeiten späterhin eingesetzt werden, um die Mitmenschen zu fördern oder sie als Kunden, Mitarbeiter, Kollegen oder Nachbarn zu beherrschen und auszuplündern, hängt auch von unseren Spielerfahrungen ab: Ereigneten sich darin liebevolle *Augenblicke der Begegnung* im Sinne der Lächeldialoge oder mussten die Mitspieler ausgeschaltet werden, weil das Wichtigste am Spiel der Sieg, das bewertbare Ergebnis und nicht der Spielprozess selbst waren? Unter der gegenwärtigen Herrschaft des Markt Denkens und dem Druck der von der OECD angestoßenen PISA-Studien auf Eltern und Lehrer breiten sich sozialdarwinistischen Tendenzen leider schon unter Kindern und Jugendlichen immer mehr aus.<sup>28</sup>

Den empirischen Erhebungen H. Kellers folgend steht als „geeignete Anpassungsstrategie in traditionalistisch-agrarischen Kulturen“ – im Unterschied zu unserer Kultur – mehr der Körperkontakt als der Blickdialog mit der Mutter im Vordergrund. „So ist z.B. die emotionale Einheit der Mutter-Kind-Symbiose im Säuglingsalter der moralische Standard in relationalen kulturellen Kontexten: Viel und enger Körperkontakt am Tag durch Tragen und in der Nacht durch Teilen desselben Bettes definieren einen Kontext emotionaler Wärme, in dem die Ich-Andere-Grenzen schwimmend sind. Durch antizipatorische Bedürfnisbefriedigung etwa beim Stillen, und synchrone Verhaltensäußerungen, z.B. beim Verbalisieren/Vokalisieren, wird die psychologische Trennung zwischen Mutter und Kind herausgeschoben... Genau diese Bedingung gilt aber der westlichen Großstadtgesellschaft als pathologische Lage, die dringendes familientherapeutisches und beratendes Eingreifen erfordert.“<sup>29</sup>

Aus Heidi Kellers Darlegungen ergeben sich zu unseren kulturspezifischen Konzepten kontrastreiche Schlussfolgerungen :

- Der spontane affektive Ausdruck des Kindes wird nicht gefördert, sondern einer sozialen Kontrolle unterworfen .
- Die Mutter weiß, was für das Kind gut ist und setzt es direktiv um.
- Es gilt mehr die Gemeinschaft als die Individualität.
- Selbstzurücknahme gilt späterhin als Zeichen der Weisheit.

Familie, bzw. das Vertrauen in die vielköpfige Familie werden darüber offensichtlich zu einer wesentlichen externen und internen

<sup>27</sup> Angeführt nach Spitzer, M. 2007

<sup>28</sup> Schiffer, E. & H. 2004  
<sup>29</sup> Keller, H. 2009

salutogenetischen Ressource<sup>30</sup>. Ein Blick in Krankenzimmer mit südosteuropäischen Patienten und den um sie versammelten Familienmitgliedern mag das oftmals bestätigen.

Eine Schattenseite dessen kann insbesondere für Migranten in einem schwächeren Vertrauen in Lebenswelten jenseits und fern der Familie gegeben sein. Aus dem Blickwinkel unserer Kultur erleben wir das dann als mangelnde Integrationsbereitschaft.

Aber: es gibt auch *salutogenetischen Chancen* im Hinblick auf Sozialdarwinismus und transfamiliären Vertrauensmangel, nämlich moments of meeting in den Intermediärräumen des spontanen prozessorientierten Spielen als Vertrauen fördernde Momente (Bilder 10 – 13).

In der kleinen Bilderreihe dazu, die auf einem öffentlichen Spielplatz entstanden ist, schaut der Junge rechts zu seiner Mutter mit Kopftuch (Bild 11). Diese lächelt freundlich zurück und bestätigt ihren Sohn in der Freude an seinem spontanen dialogischen Trommeln. Intermediärräume eröffnen sich ohne Zwang!

Im Unterschied zu den anderen Säugern ermöglicht das Spielen dem Homo sapiens nicht nur, in seinen Intermediärräumen seine Welt zu entdecken und sich darin zurechtzufinden, sondern auch seine Welt zu transzendieren. Das gilt ebenso für die Teilnahme an noch unbekanntem Lebenswelten fremder Menschen, sofern die Lächeldialoge die Tore dazu öffnen helfen. ■



**Bilder 10 – 13:**  
**Interkultureller Lächeldialoge und moments of meeting in Intremediärräumen**

### Dr. med. Eckhard Schiffer (1944)

Studium der Medizin und Philosophie (Schwerpunkt Ästhetik)

Facharzt für Nervenheilkunde, Psychosomatische Medizin und Psychotherapie.

Bis 2009 über 30 Jahre Aufbau und Leitung der Abteilung für Psychosomatische Medizin mit Familientherapeutischem Zentrum am Christlichen Krankenhaus Quakenbrück, einem Allgemeinkrankenhaus mit Schwerpunktversorgung. Gemeinsame Aufsatz- und Buchpublikationen zusammen mit Ehefrau Heidrun Schiffer, Grundschullehrerin mit besonderem Interesse am Kunstunterricht und an salutogenetischen Möglichkeiten in schulischen Intermediärräumen.

Arbeits- und Publikationsschwerpunkte:

Das Zusammenwirken von Prävention und Salutogenese

Spiel und Dialog als gesundheitsförderliche Intermediärräume insbesondere für Lebensfreude und „LernGesundheit“

Schwangerschaft und Salutogenese

Baby-Wahrnehmung („baby-watching“) in Kindergarten und Grundschule als Verfahren zur Aggressionsminderung und Empathieförderung

Wahrnehmung und Darstellung (ästhetisch-mimetische Prozesse) in päd. und psychosomatischen Feldern der Prävention und Salutogenese

Das implizite Beziehungswissen als soziokulturelles Gedächtnis und Grundlage reflektierter Intuition

**Ausgewählte Publikationen:**

Schiffer, E. (2001): Wie Gesundheit entsteht. Salutogenese: Schatzsuche statt Fehlerfahndung. Weinheim und Basel: Beltz

Schiffer, E. & Schiffer, H. (2004): LernGesundheit. Lebensfreude und Lernfreude in der Schule und anderswo. Weinheim und Basel: Beltz

Schiffer, E. (2008): Warum Tausendfüßler keine Vorschriften brauchen. Intuition. Wege aus einer normierten Lebenswelt. Weinheim und Basel: Beltz



### Literatur:

Eibl-Eibesfeldt, Irenäus: Die I!KO-Buschmann-Gesellschaft. Gruppenbindung und Aggressionskontrolle. Erste Auflage, München 1972, S. 61.

Greenspan, S. I.

u. S. G. Shanker (2007): Der erste Gedanke. Frühkindliche Kommunikation und die Evolution menschlichen Denkens. Weinheim und Basel: Beltz

Heitmeyer, W. (2010): Deutsche Zustände. Folge 8, Berlin: Suhrkamp

Keller, Heidi: Die Rolle positiver Emotionen in der frühen Sozialisation. Eine kulturvergleichende Analyse. Psychotherapeut (2009), S. 110.

Krause, Rainer: Affektpsychologische Überlegungen zur menschlichen Destruktivität. Psyche – Z Psychoanal (2001), S. 941.

Milch, Wolfgang: Kleinkindforschung und psychosomatische Störungen. Psychotherapeut (2000), S. 19.

Rohde-Dachser, Christa: Schwermut als Objekt. Über Struktur und Inhalt der Borderline-Depression. Psyche - Z Psychoanal (2010), S. 874.

Schiffer, Eckhard: Warum Tausendfüßler keine Vorschriften brauchen. Intuition. Wege aus einer normierten Lebenswelt. Weinheim und Basel 2008, S.126 – 133.

Schiffer, Eckhard & Heidrun: LernGesundheit. Lebensfreude und Lernfreude in der Schule und anderswo. Weinheim und Basel 2004.

Schiffer, Eckhard: Wie Gesundheit entsteht. Salutogenese: Schatzsuche statt Fehlerfahndung. Weinheim und Basel 2001.

Spitzer, Manfred.: Geld macht einsam. Nervenheilkunde (2007), S. 119 – 124.

Stern, Daniel et al.: Die Rolle des impliziten Wissens bei der therapeutischen Veränderung. Einige Auswirkungen entwicklungspsychophysiologischer Beobachtungen für die psychotherapeutische Behandlung Erwachsener. Psychother. Psych. Med. (2001), S. 147-152.

Winnicott, W. Donald: Vom Spiel zur Kreativität. Zweite Auflage, Stuttgart 1979.

<sup>30</sup> Otto, H. zit. n. Keller, H. 2009 beschreibt Bindungssicherheit unter Verweis auf einen abfallenden Cortisolspiegel bei der Begrüßung eines einjährigen Kindes durch eine fremde Person. Die Mutter des Kindes befindet sich in erreichbarer Nähe.